Linde im Mai

Autor(en): **Brugger, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 19

PDF erstellt am: **06.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635055

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 · 1911 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 27. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Linde im Mai.

Von Hans Brugger.

Sei mir gegrüßet, du Linde,
Schattend am Wiesenrain,
Wogend im Frühlingswinde
Willst du wohl Königin sein.
Königin rings im Revier
Trägst du viel goldene Zier.

Blättlein von grünlichem Golde
Sprossend im Maienlicht
Woben im Frühlingssolde
Noch keine Krone dicht.
Zwischendurch, Wanderer, schau,
Wölbt sich des Himmels Blau.

Schöner noch nachts, wenn sich drängen
Hell im unendlichen Raum
Und im Gezweige dir hängen
Sterne, du Wunderbaum.
Seele, der Herrlichkeit
Oeffne dich weltenweit! —

Pfarrer Saller.

Von Lisa Wenger. — 4. Fortsetzung. —

Als er den schmalen Weg hinunterschritt, der von dem Landhause auf die Straße führte, begegnete er einem Jungen, der ihm einen Brief übergab.

Er war von dem Wirt von gestern. Gottfried riß das Schreiben auf, das nur ein paar schief geschriebene Zeilen enthielt.

„Ich werde mir erlauben, wenn Ihr nichts dawider habt, und weil ich doch ohnehin zur Stadt muß, bei Euch vorzusprechen, um die sechs geliehenen Goldstücke bei Euch oder Eurem Vater einzuziehen,“ hieß es zum Schluß.

Gottfried hielt das Papier gedankenlos, wie betäubt in der Hand, und ging geradeaus, dem rauschenden Fluß entlang.

Der letzte Rest von Energie und Hoffnung verließ ihn. Das Uebermaß an Furcht, Demütigung und Scham erschöpfte ihn dermaßen, daß er kaum gehen konnte.

Er folgte dem Lauf des Stromes, der in großen Windungen die Stadt wie eine mächtige Schlange umfing und sich dann im Schatten dunkler Tannenwälder weiter wand.

Gottfried setzte sich auf einen Grashügel und starrte in die Flut. Sie kam und rauschte vorbei, und neue Wasser kamen und glitten weiter, und andere, und wieder andere.

Das gleichmäßige Plätschern beruhigte ihn fast. Er hörte auf, eigentlich zu denken. Seine ermatteten Nerven gaben nach. Doch überkam ihn das Gefühl eines unsäglichen Unglückes und einer grenzenlosen Einsamkeit.

Dazwischen tauchten wie jähe Blitze einzelne Gedanken in ihm auf. Der Vater, und das Geständnis, das er ihm zu machen hatte. Die Mutter, der er solches Leid antat. Die Großmutter, die, wüßte sie, daß er gespielt, dem Vater selbst den Stock in die Hand drücken würde: „Wer seinen Sohn hasset, der sparet die Rute.“ Er stöhnte tief auf.

Mühsam erhob er sich und ging weiter, immer dem Flußufer entlang. Es rauschte und flüsterte und murmelte zu seinen Füßen. In der großen Stille hörte man das Schnellen der jagenden Fische.

Es ging ein Friede und eine Ruhe von den grünen, treibenden Wassern aus, die Gottfried einlullten und ihn wie in einen Traum versenkten. Er starrte hinunter in den Strom. Er war tief und dunkelgrün und durchsichtig.

„Da unten muß sich gut schlafen lassen,“ dachte er. „Da wäre es aus mit der Angst und der Schande. Das müßte schön sein.“ Die Wasser lockten und raunten, sangen. Eine tiefe Bucht hatte sich gebildet, die Tannen neigten sich darüber. Langsam drehten sich die weichen, lautlosen Wellen und smaragdgrün funkelte es zwischen den weißen Ufersteinen.

Müde bog sich Gottfried über das Wasser.

„Da unten ist es still. Wenn ich doch da unten läge,“ ging es ihm traumhaft durch den Sinn. Er gab der Lockung nach. Plötzlich glitt er in die Tiefe und versank lautlos.